

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2017)
Heft: 3: Jubiläumsausgabe : 30 Jahre Akzent Magazin : ein Lebensraum wird besichtigt

Artikel: Im Gespräch mit Rudolf Suter, Mundartforscher : Baseldytsch
Autor: Suter, Rudolf / Miville-Seiler, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-842672>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Baseldytsch

Das Baseldeutsch sei am Aussterben, wird behauptet: schon immer. Bereits um 1760 beklagte Johann Jakob Spreng, Waisenhauspfarrer, Germanist und Mundartforscher, das Verschwinden alter und das Aufkommen dialektfremder Wörter. So wurde damals das altgewohnte «Mietterli» durch die neumodische Mama verdrängt. Hundert Jahre später stellte Karl Rudolf Hagenbach besorgt fest, dass die Jugend statt von «Immen», «Summervögeln» und «Umbeisen» lieber von Bienen, Schmetterlingen und Ameisen spreche.

Akzent Magazin: Das Baseldeutsch gehört zwei verschiedenen Dialektgruppen an: dem Niederalemannischen, das in der elsässischen Nachbarschaft gesprochen wird, und der Vielfalt der oberalemannischen Schweizer Dialekte. Zwischen diesen beiden Sprachgruppen hat sich auf wenigen Quadratkilometern über Jahrhunderte hinweg eine im eigentlichen Sinne Stadt-Mundart halten können, die, wie Sie, Herr Suter, schreiben, von den Miteidgenossen als «etwas Besonderes, ja Befremdliches empfunden wird».

Rudolf Suter: Diese Sprachinsel konnte sich nicht nur wegen der Beziehungen von Basel zum Elsass, sondern auch wegen der Fasnacht halten. Die «Zeedel»-Autoren und «Schnitzelbänggler» bemühen sich, ein möglichst klassisches Baseldeutsch zu schreiben. Als drittes Element darf man die Tatsache erwähnen, dass Basel, wie andere Reichsstädte auch, im Mittelalter und Spätmittelalter eine eigene Kanzleisprache hatte, die viel näher mit dem Dialekt verwandt war als die Schriftsprache, die sich aus der Bibelübersetzung Luthers entwickelte. In unserem Fall kommt noch ein «esprit conservateur» dazu, ein typisch baslerisch bewahrendes Element. So findet man in Akten und Dokumenten bis ins 18. Jahrhundert Floskeln aus dem Spätmittelalter.

Akzent Magazin: Jeder Dialekt hat seine besonderen Schattierungen, die weniger an einzelne Quartiere als an gesellschaftliche Schichten gebunden sind. So gibt es auch im «Baseldytsch» zahlreiche Abstufungen zwischen dem «Dalbanesisch» und der Mundart, die man gemeinhin auf der Strasse hört. Als Grundlage für Ihre Baseldeutsch-Grammatik haben Sie die Sprache der alteingesessenen Basler Familien gewählt, die Sie auch schon als «Sonntagskleid-Dialekt» bezeichnet haben.

Rudolf Suter: «Dalbanesisch» in Anführungszeichen. Gemeint ist nicht die St. Alban-Vorstadt, sondern das Gellert-Quartier. Dort entstanden im 19. Jahrhundert zahlreiche grossbürgerliche Villen. Es gab damals eine riesige Zuwanderung von Badensern und Ostschwei-

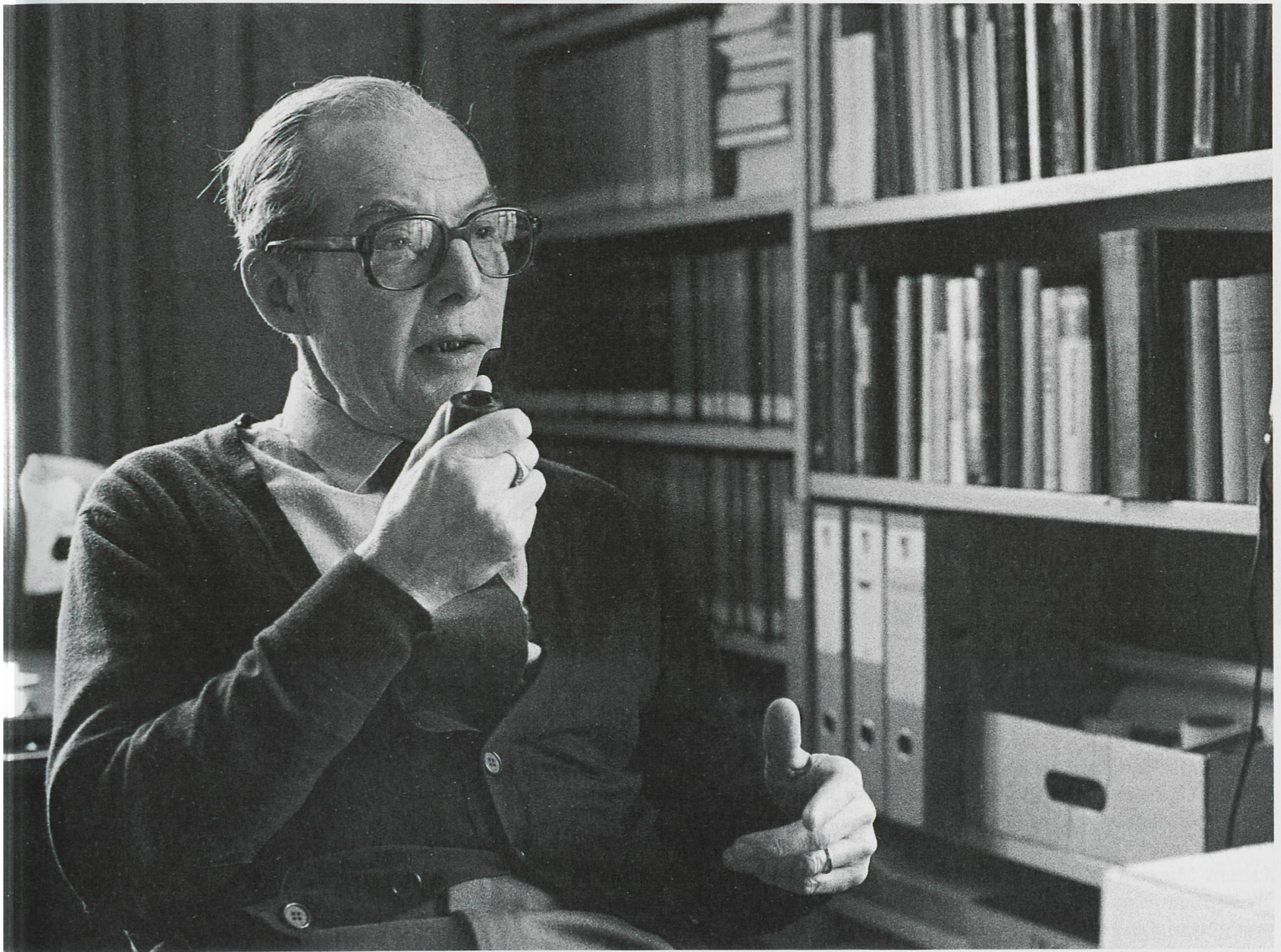
zern. Ihnen gegenüber versuchte die alteingesessene Ober- und Mittelschicht, ihren Dialekt einigermaßen zu bewahren. So entwickelte sich in ihrem Sprachgehaben eine gewisse Manieriertheit. Die Zuzüger akzeptierten und imitierten diesen Dialekt. Es war aber nicht zu vermeiden, dass aus den verschiedenen eidgenössischen Dialekten Elemente übernommen wurden. Ein Arbeiter aus der Seidenbandindustrie sagte gewiss nicht «scheeni Baim», sondern «schöni Böim».

Akzent Magazin: Zahlreiche Eigenheiten dieses «klassischen» Baseldeutsch sind am Aussterben. Beispielsweise die sogenannte Entrundung: Aus «nyt» wurde «nüt», aus «Fraid» «Freud», aus Brieder Brüeder (wobei gerade das «ie» eine erstaunliche Widerstandskraft hat). Bald nur noch Erinnerung ist der Brauch, Geschlechtnamen auch dann als weibliche Hauptwörter zu verwenden, wenn ihr Träger ein Mann ist, also «d Fuschle» für Vischer, «d Schmuttle» für Schmied, «d Schaidogge» für Scheidegger und so weiter.

«Das Romanische wird als vierte Landessprache finanziell gefördert, aber der Dialekt, der in der Deutschschweiz das allgemeine Verständigungsmittel ist und literarisch gebraucht wird, erhält keinerlei Unterstützung.»

Rudolf Suter: Das ist schon so. Der spätere Regierungsrat Nöldi Schneider, der mit mir in die Schule ging, war für uns «d Schnytzge». Das würde man heute nicht mehr sagen. Übrigens: «d Müllere» und «d Meiere» – das galt sowohl für den Herrn Müller als auch für seine Frau. Man musste aus dem Kontext erraten, wer nun gemeint war.

Akzent Magazin: Am Verschwinden ist auch die Gewohnheit, Namen weiblicher Personen sächlich zu verwenden wie zum Beispiel s Gryschtynn oder s Vrooni. Das steht im Widerspruch zu einer politisch korrekten Anwendung des weiblichen Artikels.



Rudolf Suter, 1920–2011, Dialektforscher

Rudolf Suter: Was das betrifft, so gab es früher eine feine Differenzierung: «d Lisa» war die Magd und «s Lisi» die Tochter des Hauses. Es war üblich, die Koseform für nahe stehende weibliche Personen bis ins Erwachsenenalter zu verwenden.

Akzent Magazin: Trifft es zu, dass Wörter wie «obgleich» und «um» Einzug im Dialekt halten, die ganz klar aus der Schriftsprache kommen?

Rudolf Suter: Das hängt mit den Medien zusammen. Mit dem Zeitungsjargon, vor allem aber mit dem Fernsehen. Dadurch hat der Dialekt einen wesentlich schwereren Stand als früher. Man schaut auch deutsche Sender und so übernimmt man automatisch mundartfremde Wörter wie zum Beispiel «Tschüss» und sogar «Tschüssli», was übrigens eine baslerische Neubildung ist, denn in Deutschland sagen sie kaum je «Tschüsschen».

Akzent Magazin: Interessant in diesem Zusammenhang ist auch der Einfluss der Technik auf die Mundart. Allein um dieses Interview (!) in den Computer (!) zu tippen (!), benötigt man die Control- (!), die Enter- (!)

und die Shift-Taste (!). Am Schluss wird das Ganze auf einen USB-Stick (!) abgespeichert oder auf den Server (!) der Akzent-Redaktion gemailt (!). Überfordert die fortschreitende Technisierung den Dialekt?

Rudolf Suter: Üblicherweise wird eine technische Bezeichnung aus der Sprache, aus der sie kommt, übernommen. Der Computer hat sich gegen den Elektronenrechner durchgesetzt. Dazu kommt eine gewisse Anglomanie, auch von Leuten, die nicht einmal Englisch können. Denken Sie an all die «Shops» und «Centers». Ferner gibt es Anpassungen wie beispielsweise «Hesch s checkt?», was ein Engländer in diesem Zusammenhang so wohl kaum verstehen würde.

Akzent Magazin: Der Einfluss fremder Sprachen ist nicht neu. Typisch bis auf den heutigen Tag sind beispielsweise französische Ausdrücke bei den SBB. Zu denken ist an den «Perron» und das «Billett», das man seinerzeit sogar am «Guichet» erwarb. Noch heute gibt es ältere Basler, die sich im Hinblick auf das Wetter «drumpiere» und den «Baareblyy» zu Hause vergessen.



Rudolf Suter: So wie es heute eine Anglomanie gibt, existierte im 18. und 19. Jahrhundert eine Frankomanie. Es gab Familien, zur Zeit der Helvetik, die untereinander französisch korrespondierten und deren Sprache mit französischen Ausdrücken durchsetzt war.

Akzent Magazin: Die Sorge um den Dialekt aber entstand nicht damals, sondern, wir haben es erwähnt, erst gegen das Ende des 19. Jahrhunderts.

Rudolf Suter: Der Lehrer Rudolf Kelterborn schrieb im Jahrbuch 1899 einen Artikel «Vor Thorschluss». Darin behauptete er: «So verschwinden bei der gegenwärtigen Macht der Verkehrsmittel die Dialekte.» Im 20. Jahrhundert, führte er weiter aus, werde wohl kein Gedicht und kein Drama mehr in Mundart geschrieben. Aber genau im 20. Jahrhundert kam die grosse Blüte der baseldeutschen Literatur: Da gab es Dominik Müller und Fritz Liebrich, den wohl besten Lyriker in einer Sprache, die nicht viele lyrische Elemente hat. Später kam Hermann Schneider, der mehr expressionistische Stücke schrieb: «Dootedanz» oder «Fäarimaa». In den Zwanzigerjahren spielte man sie sogar auf der Bühne des Stadttheaters. Dann kamen die Freilichtspiele auf dem Münsterplatz. Später war das Theater nicht mehr in der Lage, Dialektspiele aufzuführen, da es kaum noch Schauspieler gab, welche die korrekte Mundart beherrschten.

Akzent Magazin: Einfluss auf das Baseldeutsche haben auch Migrantinnen und Migranten. In gewissen Quartieren ist eine Art Spezialsprache entstanden, die gekennzeichnet ist durch eine Mischung aus Dialekt und anderen Sprachen.

Rudolf Suter: Diese Jugendlichen gehören verschiedenen Nationen an. Um sich untereinander verständlich zu machen, halten sie sich an möglichst einfache Satzkonstruktionen, oftmals sogar nur an Stichworte. Das kommt dem Bedürfnis entgegen, möglichst alles einfach zu haben. Man will sich auch sprachlich an keine Norm mehr binden. Ein Beispiel dafür sind die SMS-Meldungen, die Jugendliche einander, oft in einer abstrusen Orthografie, im Dialekt schreiben. Rein von der Sprachstruktur her handelt es sich um eine primitive Art der Kommunikation.

Akzent Magazin: Sind diese Tendenzen vergleichbar mit der Entstehung und Entwicklung der «Hösch-Sprache»?

Rudolf Suter: Die «Hösch-Sprache» war eine interessante Erscheinung. Sie zeichnete sich durch eine gewisse Rauheit aus. Man spricht nicht vom «Kääsktchli», mit angehauchtem K, sondern vom «Chäschüechli», also mit einem oberalemannischen Einschlag. Der geistige Hintergrund, vor dem die «Hösch-Sprache» entstand, war die Zeit der Wirtschaftskrise in den Dreissigerjahren des 20. Jahrhunderts. Die Arbeitslosen warteten in der Utengasse vor dem Arbeitsamt, bis sie zum Stempel eingelassen wurden. Es herrschte eine unfrohe Stimmung. Wohl typisch baslerisch dabei war der Umstand, dass man sich lustig über die Situation machte. Einzelne sogenannte Spruchhaufen fanden makabre Formulierungen: «Yych drüll dir am Naabel, bis Beromünschter chunnt.» Eine der Wurzeln dieses Dialektes geht weit zurück auf die Soldatensprache des Ersten Weltkrieges, von der gewisse Ausdrü-

cke wieder aufgenommen wurden, zum Beispiel der «Näägerschwaiss» für einen nicht sehr guten Kaffee. So etwas dürfte man heute nicht mehr sagen. Sogar manche «Dalbaneseseenli», die in einem Basler Regiment Dienst machten, brachten solche Ausdrücke im Urlaub mit nach Hause. Nach dem Zweiten Weltkrieg verschwand die «Hösch-Sprache» allmählich.

Akzent Magazin: Es fällt auf, dass der Dialekt in der Schule ein marginales Dasein führt.

Rudolf Suter: Dass es keine Dialektförderung in der Schule gibt, dass nichts Entsprechendes im Lehrplan vorgesehen ist, ist skandalös. Vollkommen abstrus ist die Idee der Erziehungsdirektoren, bereits im Kindergarten die Schriftsprache einzuführen. Das ist eine grobe Missachtung des Dialektes. Das Romanische, das lediglich ein paar Zehntausend Menschen sprechen, wird als vierte Landessprache finanziell gefördert, aber der Dialekt, der in der Deutschschweiz das allgemeine Verständigungsmittel ist und literarisch gebraucht wird, erhält keinerlei Unterstützung. Er wird auch nicht in der Bundesverfassung erwähnt. Dabei würde er es verdienen, als fünfte Landessprache anerkannt zu werden.

Weiterführende Literatur

Suter Rudolf, Vom heutigen Stand des Baseldeutschen, Basler Stadtbuch 1967, Helbing & Lichtenhahn, Basel
Suter Rudolf, Baseldeutsch-Grammatik, Christoph Merian Verlag, Basel, 1976 (3. Auflage 1992)
Suter Rudolf, Baseldeutsch-Wörterbuch, Christoph Merian Verlag, Basel, 1984 (2. Auflage 1995)

Werter vo friener

Weerter verschwinden us em Dialägg, zem Dail au ganz aifach, well die Sachen us unserem Lääbe verschwunde sinn, wo soo ghaisse hänn. Wär weiss hit no, was e Hälsig isch, wenn mer doch kai Vee me hänn zem abbinde?



Aber vilicht weiss me no, was e Giggernillis isch: e Durander, au e Gmisch vo Dailgwaaren- und Häärdpflärschte? Oder e Sänggerbängg: Unoönig; s Wort kunnt vom St. Crépin, e Schutzhäilige vo de Schuemacher. Me het friener nit zmdaaggässe, nai Zimmis; fir s Zmoorge het me Zmoorgeedringe gsait. Zem Znacht het s vilicht Verschnittes (Uffschnitt) gää. E Frau het sälli Zyt nit e Jupe us Baumwullen aaglegt, nai: e Junten us Bauuele. Und drunder het si emänd no Spaledoorhoosen aagha. Wär Kommissioone gmacht het, isch emänd mit Spaarsen, Anggen und Schungge haimkoo, ganz gwiss nit mit Spaargle, Butter und Schingge. Wär aber am Schrybdisch gschaft het, isch froo gsi um e guet gspritzt Ryssbley (Bleystift) und um e Gatschu (Gummi) zem wider usradieren, was er geschribe het.

Vyl Weerter het s alt Baseldytsch us em Franzeesischen ibernoos, z. B. dr Baarebly (Räägeschirm, vo parapluie) oder s Gellerettli (Sagguur, vo quelle heure est-il?). Fir Pulsweermher het men Ammedyysli gsait (vo amadis=Kurzermel) und Nundedie (vo nom de dieu) isch e Graftusdrugg und d Bezaichnig fir e fräche abschlaagene Typ. Fir Schmärtlerling het me nadyryllg Summervoogel gsait, und e Bluemestruss isch e Mailie gsi. Elteri Heere sinn in de Liederdaafehoosen an en Aaloss gange; jingeri hänn vilicht Hoosen us Riibelisammet (Manchester) aagha. Wemme dr Däller scheps gstellt het, zem alles druus bikoo, het men en gheldet. Wenn Kinder bim Ässe sich oder s Dischduech verdrägg, dien si druele. Steggnooden und Sicherheitsnoodle – däane het me Guufen und Schliessguufe gsait. Laimgruebewääg und Bachlätte – die Bezaichnigen erinnern is der, dass Leem uff Baseldytsch Laim oder Lätte haaisst. E bar alti Nämnen us dr Natur: Storzenääri = Schwarzwurzel, scorsoneères, Gruuselbeeri = Stachelbeeri, grosailles, Sanntithansdryybeli = Johannisbeeri, Meerdryybeli und Wyybeeri = Korinthe und Roosine. Räggholderbeeri = Wacholderbeeri. Was isch aim friener nit alles yygfalle, zem Lyt charakterisiere: Rätschbääse = gschwächt, Fäägnäsch = butzwietig, Schützgatter = faarig, nervees, Feerchtibutz und Schysshaa = ängschtlig, Spooorepeeter = gspässig und Brofeetebeeri = Gscheytschwätzer. Soo ryych an glunge-nen Uusdrigg isch dr Dialägg gsi, und er isch s zem Dail als no.

Carl Miville-Seiler